

## **Meine letzten sechs Tage des 2. Weltkriegs in Mecklenburg**



**Hartwig Hohnsbein**

**Meine letzten sechs Tage des 2. Weltkriegs  
in Mecklenburg**

**Verlag Traugott Bautz GmbH**

Bibliografische Information Der Deutschen  
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH  
99734 Nordhausen 2022  
ISBN 978-3-95948-576-0

## Meine letzten sechs Tage des 2. Weltkriegs in Mecklenburg

*Ich träumt als Kind mich zurücke und schüttle mein greises Haupt;  
wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt?*  
(Adelbert von Chamisso)

### VORWORT

Die folgenden Texte sind „Tagesaufzeichnungen“ über meine letzten sechs Tage des 2. Weltkrieges - vom 28. April 1945 bis zum 3. Mai 1945 – 75ff Jahre nach den damaligen Vorgängen. Sie sind formuliert aus der Erinnerung, die mir bis in Einzelheiten hinein geblieben ist, und in das Denken und Empfinden eines damals Achtjährigen hineinversetzt. Die geschilderten Tage mit den Ereignissen, den Personen, den Orten darin sind authentisch, vielleicht mit kleinen unvermeidlichen Irrtümern, die Gespräche sind so oder ganz ähnlich geführt worden. Ich danke dem Verlag und hier insbesondere Herrn Markus Rhode für die Herstellung dieser vorliegenden Veröffentlichung.

## A. Die Tage der Flucht

### **1. Tag: Neubrandenburg, Sonnabend, 28. April 1945**

Der Tag beginnt für mich wie die Tage zuvor auch schon. Der Unterricht in meiner „Knabenschule“ ist seit kurzem eingestellt, so dass ich länger im Bett bleiben kann. Doch etwas ist heute anders: Das Grollen der Geschütze, das wir schon seit Wochen von der Oder her wie ein entferntes Gewitter hören konnten, ist vernehmlich stärker geworden, dröhnt beängstigend nahe... Dann klingelt`s: Frau Bröd, eine Mitbewohnerin in der Jahnstraße 18A, die oft zu meiner Mutter- in Plüschpantoffeln- kommt, steht vor der Tür und fragt ganz aufgeregt, ob wir nicht auch die Stadt verlassen wollen: „Die Russen sind schon unmittelbar vor der Stadt“. „Und ob es zum Kampf hier kommt und was dann wird – wer weiß das schon“. Frau Bröd und ihr Mann, ein älterer Schneider (ehemals ein Sozialdemokrat, der nun Offiziersuniformen näht), wissen über die militärische Entwicklung sonst immer gut Bescheid: Sie besitzen, insgeheim, ein Radio, ich glaube, das ist besser als ein „Volksempfänger“, und damit können sie auch die englischen Nachrichten empfangen. Davon hat Frau Bröd immer mal wieder meiner Mutter berichtet, was eigentlich streng verboten ist. Worüber sie aber nie erzählte, war, wo eigentlich ihre Tochter Gretel geblieben ist. Das ist ein junges Mädchen, das bei ihren Eltern wohnte, ich glaube, ein „Blitzmädel“, das mir oft im Treppenhaus begegnete, immer freundlich lächelte und seit zwei Monaten einfach nicht mehr da ist. Wo ist sie nur geblieben?? Und mein Onkel Hans, warum hat der zu meinem Geburtstag nicht geschrieben? **(Exk.0)**

Auch unsere Mutter ist mit einem Male ganz aufgeregt. Sie sagt, als Frau Bröd gegangen ist, wir sollten uns fertig machen, sie selbst müsste dann aber noch 'was in der

Küche erledigen, wobei wir nicht stören sollten. Meine Schwester und ich stören aber doch und sehen, wie sie unser großes Göring-Bild aus stabilen Sperrholzplatten mit erheblicher Mühe zu Kleinholz macht – Göring, der beste Freund des „Führers“, einfach kaputtgemacht - wo uns in der Schule doch gesagt wurde, wir sollten vorm Einschlafen nicht nur für unseren Vater und alle Soldaten, die an der Front sind, beten, sondern vor allem auch für den Führer und seine Freunde, dass es ihnen gut geht.

Dann klingelt's wieder; ich weiß, das ist er -, der Klaus, der mit mir jetzt viel herumstromert. Wir hatten uns für gleich nach dem Frühstück verabredet. Meine Mutter sagt mir: „Du bleibst jetzt mal zuhause“, - doch da bin ich schon die Treppen runter und rufe: „Wir wollen nur noch in die Stadt“. „Zum Treptower Tor, da wollen sie auch Panzersperren bauen“, ruft mein Freund die Treppe rauf. Das Treptower Tor ist eines der vier Stadttore, im Westen der Innenstadt, gar nicht weit von der Jahnstraße entfernt. „Warum sie gerade auch dort Panzersperren bauen wollen, verstehe ich nicht“, sagt mein Freund nachdenklich, „wenn die Russen kommen, dann kommen die doch vom Osten, zum Friedländer oder zum Neuen Tor..“

Am Treptower Tor: ein riesiger Menschenstrom, aus der Stadt in die Rostocker Straße: Pferdetrecks, Frauen mit Kindern, Kriegsgefangene, die wie der Franzose, der bei uns einmal die Küche anstreichen musste und immer weinte, kaputte Schuhe und schlechte Kleidung anhaben - und dann die vielen, vielen Soldaten. „Warum bleiben die nicht zur Verteidigung hier?“ frage ich. Ein Großer, der wie wir da auch steht, sagt : „Die wollen bestimmt vom Westen einen Sturmangriff machen, um damit die Russen zu überraschen und zu besiegen.“

Mein Freund und ich beschließen, nun noch einmal auf dem Wall um die Stadt zu gehen, so als müssten wir die Verteidigungsmaßnahmen noch einmal vor dem großen Sturm sehen.

Dann vernehmen wir, zunehmend eindringlicher, die

Anweisungen: „Frauen und Kinder haben die Stadt Neubrandenburg unverzüglich zu verlassen, unverzüglich!“ Da wissen wir: Das gilt auch für uns. Wir müssen nach Hause, zunächst zu mir in die Jahnstraße. Vor unserem Haus trenne ich mich von meinem Freund, winke noch ein bisschen, und dann stürme ich die Treppe hinauf zu unserer Wohnung. Wann werde ich meinen Freund wiedersehen?

Es ist gegen 5 Uhr nachmittags. Meine Mutter ist völlig aufgelöst. „Wo bist du denn noch herumgestromert und dann so lange? Deine Schwester und ich dachten schon, du kommst gar nicht wieder. Ich hatte lange die Kartoffeln aufgesetzt. Aber die können wir jetzt nicht mehr essen; hast du nicht gehört, wir müssen sofort aus der Stadt sein?“ Unser kleiner brauner Koffer steht schon an der Tür zum Flur. „Jetzt fass mich an“, sagt meine Mutter, sehr streng, mit einer Stimme, die ich so noch nie gehört hatte, „und mach dich nicht mehr selbstständig!“

Von unserem Hause aus biegen wir in die Jahnstraße rechts ein, gehen an dem gegenüberliegenden Haus, wo eine „Baronin von Rennenkampff“ wohnt, dann an der Kleiststraße und gleich danach an dem bäuerlichen Anwesen der Familie Asmus vorbei. Hier haben wir oft gespielt. Ein Höhepunkt war immer, wenn uns ein Knecht in einem Ackerwagen mit aufs Feld nahm, um von dort Wrucken oder Kartoffeln zu holen. Einer der Knechte nahm uns fast immer mit, wenn wir ihn baten: „Ignaz, dürfen wir mitfahren?“ Es war, glaube ich, ein Russe. Er hätte es beim Bauern Asmus, sagte er, viel viel besser als die anderen Landsleute mit dem Aufnäher „OST“.

Dann geht's ab nach links in die Bachstraße. Wir überqueren die Tollense, die parallel zur Jahnstraße fließt und schließlich in den Tollense-See mündet. Bald danach kommen wir zur Rostocker Straße.

Der Menschenstrom hier ist noch breiter geworden, als er es einige Stunden zuvor schon war. Das Gedränge lockert sich erst, als nach einigen hundert Metern eine Straßengabelung sich auftut. Der größere Teil der



Flihenden reiht sich rechts ein in Richtung Rostock, ein kleinerer Teil bewegt sich bei der Abbiegung nach links, warum, bleibt mir unklar. Unsere kleine Familiengruppe geht nach links, das ist eine Straße mit Stolpersteinen. Als ich stürze, springt ein Soldat von einem neben uns fahrenden, einer Kutsche ähnelnden Pferdewagen, setzt mich da hinein und gibt meiner Mutter und meiner Schwester ein Zeichen, hier ebenfalls heraufzusteigen. „Wir sind aus Belgien“, sagt der Soldat, „wir sind Wallonen, bei der Waffen-SS, wir wollen nun zurück. Wir können euch allerdings nicht mit nach Belgien nehmen“. Ganz langsam gehts weiter. Irgendwann ist die Fahrt beendet. An einem Feldweg, der von unserer Straße nach rechts abgeht, lädt uns der Wallone aus. „Da hinten ist ein Wald, da sollen sich die Frauen und Kinder sammeln“.

Inzwischen ist es dämmerig geworden. Ich kriege Angst: Wo sollen wir da schlafen? Aber wir gehen weiter, wir wollen nicht feige sein; vielleicht hat der Wallone mit der Sammelstelle ja recht?

Bevor es noch ganz dunkel wird, erreichen wir den Waldrand. Da taucht plötzlich ein Soldat vor uns auf, den wir bis dahin nicht bemerkt hatten. „Wo wollt ihr hin? Hier lagert die kämpfende Truppe“. „Wir mussten Neubrandenburg verlassen, so hieß es, aber jetzt wissen wir nicht weiter,“ sagt unsere Mutter, die nun wohl auch Angst hat. „Dann kommt mal her“, sagt der Wachtsoldat, „bis morgen früh könnt ihr hier bei uns bleiben; hier sind noch mehr Menschen aus Neubrandenburg“.

Wir werden also bei einer „kämpfenden Truppe“ bleiben! Ein anderer Soldat führt uns dann zu einem großen Wehrmachts-Laster. „Da oben könnt ihr schlafen. Die Vorratssäcke dort sollen euch nicht stören. Aber wir wollen dann keinen Laut mehr hören, keinen!“

Auf der Ladefläche zwischen Zuckersäcken ist es nicht sehr gemütlich, und es ist auch furchtbar kalt. Gegen die Kälte werden uns dann ein paar Wolldecken von den Soldaten von unten zugeworfen: „Zum Wärmen, aber nun schön

ruhig!“ sagen die.

Wir haben zwei Babys im Nachtlager. Die haben die Soldaten wohl nicht richtig verstanden und fangen deshalb nach ihrer Art furchtbar an zu schreien.

Oh Gott, was nun? Drei oder vier Soldaten – das weiß ich nicht mehr so genau, es war ja auch schon stockdunkel – lassen die Hinterklappe des Wagens runter und kommen zu uns. „Das geht hier aber nicht, das Schreien. Wir sind hier im Kriegsgebiet. Jeder Laut und jedes Lichtzeichen kann uns verraten; der Feind steht ja schon auf der anderen Seite der Stadt...Und morgen soll es losgehen“. „Ihr wisst wohl nicht, wo ihr seid“, schreit ein Soldat die Babys an. „Wenn der Russe euch fängt, werdet ihr alle totgeschlagen“. So haben wir das auch immer auf dem Schulhof gelernt. Ein anderer Soldat ist da ganz ruhig geblieben. „Ich habe hier Rum, eine Flasche mit gutem Rum. Den müsst ihr euren Babys eingeben - zum Stillen“, sagt er zu den beiden Babymüttern. Die wehren sich zunächst: „Das ist doch nicht gut für Säuglinge; die können doch davon sterben“. „Sterben, sterben“, sagt der Soldat, nun schon sehr ungeduldig, „wenn die Babys ihren Rum nicht trinken, müssen wir alle sterben, ganz Deutschland auch“. In der Unruhe, die darüber entsteht, schleiche ich mich dorthin, wo die Ladeklappe nach unten geklappt ist, und – hups – unten bin ich. „Wo willst du denn hin?“ fragt mich ein Soldat. „Ich muss hier mal, das kann man oben nicht“, antworte ich. „Hier wird nicht gepinkelt, das gehört sich nicht. Stell dich da hinten an den Baum und komm gleich wieder“. Was der wohl macht, wenn er kämpft und plötzlich muss und keinen Baum hat, geht mir durch den Kopf.....

Am Baum steht noch eine andere Gestalt, die auch muss und nur etwas größer ist als ich selbst.

Die Gestalt hat die Hose runtergelassen, und als er sie wieder hochzieht, sehe ich, die ist viel zu groß für ihn, und es ist eine Soldatenhose. „Was machst du denn hier mit deiner viel zu großen Uniform?“ frage ich erstaunt. „Das Gleiche... wie du, ... und ich muss... immer wieder, ... ich

habe solche Angst vor morgen...“ stottert er „Wie alt bist du denn?“, frage ich. „Na sechzehn“. „Bist du vom Werwolf?“ frage ich. „Ne ne, vom Volkssturm, daraus haben mich die Soldaten einfach mitgenommen, sie sagten: 'Der Führer braucht dich für die Verteidigung der Heimat bis zum letzten Atemzug und für den Endsieg'“. Da sage ich gleich: „Tschüssing“ und renne zurück zu „meinem“ Lastwagen. Dort hebt mich ein Soldat nach oben. Ich schleiche zu meinem Lager. Die Babys sind nun auch ruhig. Ich kann aber dennoch nicht einschlafen. Mir geht viel im Kopf rum. „Der kann doch gar nicht schießen“, denke ich, „und ich selbst kann auch nicht schießen, auch wenn ich das viel mit meinen Zinnsoldaten gespielt habe. Und wenn sie dich auch einfach mitnehmen? Wir müssen sehn, dass wir morgen wegkommen von der Kampftruppe.“ Es fängt an zu nieseln; einige Schneeflocken sind darunter.; ich glaube, ich schlafe ein.

## **2.Tag: Von einem Waldstück bei Neubrandenburg bis nach Lalendorf, Sonntag, 29. April 1945**

Beim Aufwachen ist es schon hell. Was wird der Tag bringen?

Wird die Truppe mich auch noch zum Kämpfen mitnehmen? In der letzten Zeit haben wir doch so viel vom „Werwolf“ gehört. In Neubrandenburg, der „Remer-Stadt“ (**Exk.1**), so sagte man es uns in der Schule, soll es auch schon für Pimpfe ab zehn Jahren und darunter eine Ehre sein, Heldentaten für den Führer durchzuführen, wie es Remer im vorigen Jahr getan hat. Remer wurde dafür, ich glaube, es war August, in Neubrandenburg groß geehrt und später zum Generalmajor befördert. Seine Eltern wohnen ganz in der Nähe von uns. Manche in meiner Klasse haben mich beneidet, weil wir so dicht bei einem Haus wohnen, wo ein „Held“ aufgewachsen ist. Doch ich will jetzt, nach der Begegnung mit dem kleinen Soldaten gestern Abend, kein Held mehr werden....

„Runterkommen und Frühstück in Empfang nehmen! Aber schnell, schnell!“ ruft ein älterer Soldat zu unserem Lastwagen hinauf. Das ist wohl der „Spieß“, denke ich. Der treibt uns und die Menschen auf zwei weiteren LKWs an, die ich gestern Abend noch gar nicht bemerkt hatte.

Das Frühstück besteht aus Zwiebäcken und Kaffee, der gar nicht gut schmeckt.

„Muckefuck“, sagt eine Frau, die den Kaffee wohl auch nicht mag, „aber die Babys kriegten gestern Rum“.

Wir, die Flüchtlinge aus Neubrandenburg, sind wohl etwa 40 Menschen. Das sind zumeist ältere Frauen, einige Mütter mit Kindern, die Babys, einige ältere Männer und darunter vor allem wir.

Nach der kurzen Frühstückspause tritt ein Soldat in die Mitte der Flüchtlinge.

„Alle herhören!“ sagt er mit scharfer Stimme, „ihr werdet gleich in Gruppen aufgeteilt und weggehen, Richtung Westen.“

Dann sagt er noch was von Sieg oder Untergang, aber dass